



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Die Jesuiten

vollständige Geschichte ihrer offenen und geheimen Wirksamkeit von der
Stiftung des Ordens bis jetzt

Griesinger, Carl Theodor

Stuttgart, 1866

3. Kap. Jesuitischer Handel und Wucher nebst betrügerischem Banquerott

urn:nbn:de:hbz:466:1-11964

Keine einzige christliche Gesellschaft, kein einziger Orden in der ganzen Welt prahlte je so sehr mit den außerordentlichen Resultaten seiner Heidenbekehrung, als die Gesellschaft Jesu, und eben so wenig gelang es je irgend einem Institute, die gläubige Welt mit seinen Prahlereien länger hinter das Licht zu führen, als gerade dem Institut des Jesuitismus. Aber freilich — wie hätte dieß auch anders kommen können? In ihren sogenannten „erbaulichen Briefen“ verbreiteten die Söhne Loyolas die erbaulichsten Legenden von den Fortschritten, welche sie gemacht, und man las darin von so vielen Blutzengen, von einer solchen Masse von Wunderwerken, daß der abergläubige Theil unter dem Volk unmöglich daran zweifeln konnte. Dazu kam dann noch, daß von den fremden Nationen in fernen Welttheilen, über welche die Jesuiten berichteten, durch andere Reisende noch fast gar nichts Sicheres bekannt war, so daß an eine Widerlegung der jesuitischen Nachrichten gar nicht gedacht werden konnte, und überdem — galten die schwarzen Patres nicht beim gemeinen Manne, sowie insbesondere beim gemeinen Weibe, für halbe Heilige, welche einer Lüge zu zeihen eine Todsünde gewesen wäre? Somit hörte man lange Zeit mit Staunen auf das laute betäubende Geschrei, daß die Söhne

Drittes Kapitel.

Jesuitischer Handel und Wucher nebst betrügerischem Banquerott.

Keine einzige christliche Gesellschaft, kein einziger Orden in der ganzen Welt prahlte je so sehr mit den außerordentlichen Resultaten seiner Heidenbekehrung, als die Gesellschaft Jesu, und eben so wenig gelang es je irgend einem Institute, die gläubige Welt mit seinen Prahlereien länger hinter das Licht zu führen, als gerade dem Institut des Jesuitismus. Aber freilich — wie hätte dieß auch anders kommen können? In ihren sogenannten „erbaulichen Briefen“ verbreiteten die Söhne Loyolas die erbaulichsten Legenden von den Fortschritten, welche sie gemacht, und man las darin von so vielen Blutzengen, von einer solchen Masse von Wunderwerken, daß der abergläubige Theil unter dem Volk unmöglich daran zweifeln konnte. Dazu kam dann noch, daß von den fremden Nationen in fernen Welttheilen, über welche die Jesuiten berichteten, durch andere Reisende noch fast gar nichts Sicheres bekannt war, so daß an eine Widerlegung der jesuitischen Nachrichten gar nicht gedacht werden konnte, und überdem — galten die schwarzen Patres nicht beim gemeinen Manne, sowie insbesondere beim gemeinen Weibe, für halbe Heilige, welche einer Lüge zu zeihen eine Todsünde gewesen wäre? Somit hörte man lange Zeit mit Staunen auf das laute betäubende Geschrei, daß die Söhne

Loyolas über ihre apostolischen Erfolge anstimmten, und mit gläubiger Jubelbrunst verschlang man die verschiedenen hundert Bände Erzählungen, in denen schwarz auf weiß gezeigt wurde, daß ohne die jesuitischen Anstalten weder in Asien, noch in Afrika, noch in Amerika ein Christenthum sein würde.

Doch — theilte wohl die ganze Menschheit diesen Glauben und stimmten auch die Klugen und Aufgeklärten bei? Nein diese fragten sich schon frühe, ob es denn möglich sei, daß eine Societät, welche in den europäischen Reichen nur für Herrschaft und Reichthum, nur für zeitliche Vortheile arbeite, daß eine solche Societät in fernen Welttheilen einzig und allein die Ausbreitung des Christenthums zum Ziele habe und zwar zu einem Ziele, welches nur mit den größten Opfern, in einzelnen Fällen sogar nur mit dem Märtyrertum erreicht werden könne. Sie fragten sich dieß und schüttelten ungläubig den Kopf. Die richtige Antwort aber erhielten sie in nicht allzuferner Zeit aus den Schriften der Dominikaner und Kapuziner, welche jene jesuitischen Missionen aus eigener Anschauung kennen lernten, aus den urkundlichen Zeugnissen frommer und gottseliger Bischöfe, gegen welche sich die Söhne Loyolas gewaltjam auflehnten, aus den Verfügungen und Bullen der Päbste, welche endlich nicht mehr umhin konnten, an dem christlich-jesuitischen Heidenthum in China, Japan und Ostindien einen Anstoß zu nehmen, schließlich aus den amtlichen Berichten verschiedener Gouverneurs und Statthalter, die ihren Regierungen klaren Wein einschenkten. Und was stellte sich dann heraus? Nichts anderes, als daß der innere Zweck der jesuitischen Missionen bloß darin bestand: zur Herrschaft zu gelangen und Reichthümer zu erwerben. Freilich gingen Einige bei Verfolgung dieses eigennützigen Ziels zu Grunde, aber mußten sich es denn die Söhne Loyolas nicht „als Soldaten und Streiter Christi“ gefallen lassen, von ihrem Oberen an einen gefährlichen Posten gestellt zu werden? Ueberdem verschaffte es dem Orden Jesu nicht das bewundernswürtheste Ansehen, wenn man diese Opfer des Eigennuzes als Heilige und Märtyrer glorificiren konnte, und erforderte es also nicht der Vortheil der Societät, daß man alle paar Jahre ein Mitglied opferte? Genug, bei den Aufgeklärten verschwand der Nimbus des jesuitischen Missionswerkes schon nach wenigen Decennien seines Bestehens, und als man endlich

die nackte Wahrheit auch dem gemeinen Volke aufdeckte, da entsetzte es sich förmlich vor dem nun zu Tage tretenden Scheusale.

Schon das mußte jedem klarer Blickenden auffallen, daß die frommen Patres nur solche Länder ihrer christianisirenden Aufmerksamkeit würdigten, welche die Natur mit großen Reichthümern ausgestattet hatte, während ärmere Gegenden, in denen es nichts zu holen gab, mit souveräner Verachtung von ihnen behandelt wurden. Oder wie? Warum drangen sie denn in Asien bloß nach Japan, China und Ostindien, und warum nicht auch in den nördlichen Theil jenes großen Continentes? Warum beiferten sie sich denn gar nicht, in Afrika einen bleibenden Fuß zu fassen und überließen die armen Schwarzen ihrer heidnischen Blindheit? Warum lag ihnen so unendlich viel am mittleren und südlichen Amerika, also an Mexico, Chili, Peru, Brasilien und wie diese Länder alle heißen, ohne daß sie sich je um die in Götzendienst versunkenen Indianer am obern Mississippi, Missouri, Ohio, Hudson u. s. w. u. s. w. — die pelzliefernden Canadier allein ausgenommen — bekümmert hätten? Einen Grund zu diesem auffallenden Gebahren mußten die klugen Patres doch haben und worin anders konnte dieser Grund liegen, als in der verschiedenartigen Ausstattung, welche die Natur den verschiedenen Ländern der Erde gegeben hat?*)

*) Zum Beweise hiefür diene nachfolgendes Beispiel. Um Cochinchina, einen Theil des jetzigen Königreichs Anam, bekümmerten sich die Söhne Loyola's lange Zeit gar nicht, sondern sie überließen es rein dem in der Stadt Cochin residirenden Bischof, einem Suffragan des Erzbischofs von Goa, die Einwohner, meist lauter Hindus, zu bekehren. Als Grund gaben sie an, sie hätten wichtigeres zu thun, und ehrlich gestanden, wunderte sich auch kein Mensch über ihre fortdauernde Abwesenheit, denn das Land galt allgemein als sehr arm. Da erfuhren die frommen Patres plötzlich, es besinde sich im Innern desselben ein Salzsee, in welchem Perlen und zwar große Perlen vom schönsten Wasser im Ueberfluß gefunden würden, und zugleich sagte man ihnen noch weiter, es fänden sich alljährlich einige portugiesische Händler ganz in der Stille ein, dieselben aufzukaufen. Nun fühlte sich auf einmal das Herz der Söhne Loyola's aufs heftigste erregt, und sie erklärten dem Bischof von Cochin, daß sie von der tiefsten Neue ergriffen seien, die armen götzdienerischen Hindus in seinem Sprengel so lange vernachlässigt zu haben. Jetzt aber wollten sie gut machen, was noch gut zu machen sei. Hierüber war der gute Bischof ganz entzückt und die frommen Patres rückten sofort in Cochin ein, um alsbald ihre Thätigkeit zu beginnen. Insbesondere eifrig

Nicht minder mußte auffallen, daß die Herren Jesuiten den von ihnen Bekehrten das Christenthum so gar leicht machten, denn wie wir im zweiten Buche gesehen haben, paßten sie der christlichen Lehre die heidnischen Bräuche China's, Japans u. s. w. so gut an, daß die Japanesen, Chinesen u. s. w. auch nach empfangener Taufe nie aufhören mußten, Heiden und Götzendiener zu sein. Mein Gott, warum auch nicht? Das Christenthum selbst war Nebensache und man sah nur auf die von den Neubekehrten dargebrachten Opfer. Scheuten sich die frommen Patres doch sogar nicht, für diesen oder jenen verstorbenen heidnischen Großen vom Stuhle zu Rom die Heiligsprechung zu verlangen, sobald der Verstorbene sich in seinem Testament ein besonderes Verdienst um den Nutzen der Gesellschaft Jesu erwarb! Ich glaube jedoch nicht nöthig zu haben, diesen Punkt mit größerer Ausführlichkeit zu behandeln, indem ich voraussetze, daß sich der Leser bei dem, was ich von den Jesuiten-Mandarinen und Jesuiten-Bonzen erzählt habe, bereits das Nöthige gedacht haben wird.

Am meisten Verdacht erregen mußte es jedoch, daß sich die zeigten sie sich bei den Hindus an dem bewußten Perlen-Salzsee und sie sorgten zugleich für deren leibliches Wohl, indem sie ihnen die Perlen um einen „theuern“ Preis abkauften, als die portugiesischen Kaufleute bezahlt hatten. Wie also diese wieder erschienen, um ihr gewohntes jährliches Geschäft zu machen, fanden sie keine verkäuflichen Perlen mehr vor und giengen unverrichteter Dinge von dannen. Das nächste Jahr wiederholten die Jesuiten das Manoeuvre und die Kaufleute erhielten also zum zweiten Male nichts. Hierüber aber wurden sie natürlich ärgerlich und kamen nicht wieder. Nun lachten die Söhne Loyola's ins Fäustchen, denn jetzt hatten sie die armen Hindus in ihrer Gewalt. Auch bewiesen sie dieß sogleich damit, daß sie den bisher für die Perlen bezahlten Preis um die Hälfte verringerten, und ihr Profit war also von jetzt an ein enormer. Endlich erbaten sie sich gar den See nebst Umgebung vom portugiesischen Vicekönig in Goa zum Präsenten und von nun an behandelten sie die Eingebornen geradezu als Sklaven, indem sie ihnen nichts mehr gaben, als einen elenden Taglohn. In die Länge aber gieng dieß doch nicht, denn nach zwanzigjährigem Leiden empörten sich die erbitterten Hindus, zündeten die Magazine der Jesuiten an und jagten die letzteren zum Lande hinaus, ohne sie je wieder hereinzulassen. — Diese Geschichte spielte zu Ende des 17. Jahrhunderts und hieraus erklärt sich auch, warum die Söhne Loyola's sich eine solche Behandlung gefallen ließen, oder vielmehr gefallen lassen mußten. Damals war nämlich die Macht Portugals bereits im schnellsten Dahinschwinden und der Vicekönig in Goa konnte ihnen daher keine bewaffnete Hülfe leisten, selbst wenn er gewollt hätte.

Söhne Loyola's jedem Eindringen anderer Christen und besonders auch anderer christlichen Missionäre in die Regionen, in welchen sie sich niedergelassen, auf's heftigste widersetzten; denn sie mochten das Ding auch bemänteln, wie sie wollten, so hieß dasselbe, in's gute Deutsch übersetzt, doch nicht anders, als: „Wir, die Söhne Loyola's, brauchen keinen Dritten, der uns den Gewinn streitig mache und insbesondere brauchen wir auch keinen, der uns so nahe auf den Leib rücke, daß er im Stand wäre, unser Thun und Treiben genau zu beobachten.“ So schickten z. B. die Holländer anno 1655 eine Gesandtschaft nach Peking an den Kaiser von China, um sich einen Handelsweg dahin zu eröffnen, und da diese Gesandtschaft es verstand, durch reiche Geschenke die Herzen der Großen am Hofe zu gewinnen, so hatte sie ziemliche Hoffnung, mit ihrem Gesuche durchzudringen. Um nun dieß zu hintertreiben, rannten die Jesuiten bei allen Hofbediensteten herum und schilderten die Holländer als Menschen von niederträchtiger und meineidiger Denkungsart, als Abtrünnige und Ketzer in der Religion und als Aufrehrer und Rebellen wider ihren rechtmäßigen Oberherrn. „Uebrigens seien sie — setzten die Söhne Loyola's unter feierlichen Versicherungen hinzu — als Seeräuber bekannt, welche, ohne Rücksicht auf irgend eine Nation zu nehmen, alle Schiffe weglaperten, die ihnen in die Hände fielen, und deswegen würden sie auch von allen übrigen Monarchen der Welt als die schädlichste Pest, die sich nur in einen Staat einschleichen könne, mit dem größten Abscheu gemieden. Was aber die Hauptsache sei — wo die Holländer noch eingedrungen wären, da hätten sie auch gleich an irgend einer Flußmündung oder an sonst einem gut gelegenen Punkte Festungen angelegt, und dasselbe würden sie auch in China am Ausfluß des großen Stromes thun, von wo aus sie dann die ganze Gegend mit ihren Kanonen beherrschen könnten.“ Solches und anderes sprachen die Söhne Loyola's von den Holländern und insbesondere hielt auch ihr Oberster, der Mandarinenvater Adam Schall, in ähnlichem Sinne einen längern Vortrag an den Kaiser, der ihm unbedingten Glauben schenkte. So konnte es denn nicht fehlen, daß die Gesandtschaft trotz allen Präsentenaufwandes, den sie gemacht, unverrichteter Dinge nach Hause gesandt wurde, und die zu befürch-

tende Nebenbuhlerschaft war also für diesmal glücklich beseitigt. Noch weit tollere Verläumdungen und Verlästerungen, ja selbst Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten erlaubten sich übrigens die Söhne Loyola's, wenn Mitglieder von andern christlichen Orden als Missionäre sich ihren Revieren zu nahen wagten, und die Dominikaner, Franziskaner, Lazaristen und Kapuziner, welche am Ende des 16. und in der Mitte des 17. Jahrhunderts ein solches Wagniß unternahmen, können ihre Wunder davon erzählen. Wurden doch anno 1597 sechs Franziskanermönche, weil sie das Evangelium auf der Insel Kiu-Siu predigen wollten, ohne weiteres zu Nangasaki dem Tode überliefert! Allerdings nicht unmittelbar durch die Söhne Loyola's, sondern durch die weltlichen Behörden; aber auf Anlaß der ersteren, welche laut darüber jubelten und schrieten: „so möge es Allen ergehen, welche sie des Ruhmes ihrer Missionen berauben wollten.“ Mußte doch der Dominikaner Franz Capillas in Nanking ebenfalls den Märtyrertod sterben und zwar auf den Befehl eines Mandarinen, welchem es nicht gefiel, daß der Dominikaner die Jesuiten wegen ihrer Nachgiebigkeit in der Anwendung des heidnischen Cultus hart anließ! Gab doch der Pater Martini, als er Hofastronom und Mandarin erster Classe in Peking geworden war, dem Kaiser Yong-Tsching den Rath, alle nicht jesuitischen Geistliche und Mönche über die Grenzen des Reichs bringen zu lassen, weil sie zu nichts taugten, als die unwissenden Leute mit ihren Irrlehren zu verführen und so eine Spaltung unter die Unterthanen zu bringen! Gelang es doch der Societät, vom Pabst Gregor XIII. eine Bulle zu erlangen, in welcher es Jedermann bei Strafe des großen Banns verboten wurde, ohne ausdrückliche Erlaubniß des heiligen Stuhls nach Japan zu gehen, um daselbst irgend eine geistliche Berrichtung, welche es auch immer sei, auszuüben — eine Bulle, von welcher der Pater Colin ausdrücklich bezeugt, daß die Societät sie durchgesetzt hätte, um den andern religiösen Orden Japan zu verschließen! Hatte also doch, um es mit einem Worte zu sagen, der Kapuziner Michel Ange ganz recht, wenn er sich über die Söhne Loyola's und ihre Missionsbestrebungen kurzweg dahin äußerte: „Die ehrwürdigen Väter hätten die Eigenthümlichkeit, überall, wo sie seien, Niemanden neben sich

zu dulden und durch diese Eigenthümlichkeit seien sie schon zu viel Geld und Gut gekommen!" *)

Ja, sie wollten Niemanden neben sich dulden, um die Weide allein zu haben und hauptsächlich, damit Niemand sehe, auf welche Art sie weideten. Sie wollten die fremden Welttheile alleinig ausbeuten, gerade wie Handelscompagnieen, welche von den Regierungen ein Monopol besitzen, denn beim rechten Lichte betrachtet, waren sie nichts anderes, als eine große Compagnie, welche den Welthandel betrieb, und ihre verschiedenen Missionshäuser in Japan, China, Ostindien, Mexico, Brasilien, Chili, Peru und Buenos Ayres konnten als eben so viele Comptoirs und Niederlagen gelten. Warum auch nicht? Jede hervorragende Macht Europa's suchte im 16. und 17. Jahrhundert die Schätze Ost- und Westindiens für sich zu gewinnen, sollten da die Söhne Loyola's, welche doch in jener Zeit die größte Macht der Welt bildeten, aus Engherzigkeit, weil sie ein religiöser Orden waren, zurückstehen? Nein, eine solche Engherzigkeit wäre eine Dummheit gewesen, und die Söhne Loyola's ließen sich lieber eine Sünde als eine Dummheit zu Schulden kommen! Sie wurden also Händler und zwar keine Klein-, sondern Großhändler; wie sie aber diesen ihren Großhandel trieben, darüber gibt uns ein officieller Bericht des Herrn Martin, Generalgouverneurs der französischen Besitzungen in Indien, vom Jahr 1697 den allerbesten Aufschluß. „Es ist eine ausgemachte Thatsache,“ sagt Herr Martin in diesem seinem Bericht an die französische Regierung, „daß nach den Holländern die Jesuiten den ausgebreitetsten und reichsten Handel in Ostindien treiben, und sie übertreffen hierin jedenfalls die Engländer, die Dänen, die Franzosen und selbst die Portugiesen, von denen sie doch in's Land gebracht wurden. Ich will gerne zugeben, daß Einzelne vom Orden Jesu aus wirklichem religiösen Antriebe nach Ostindien kommen, und diese sind es hauptsächlich, welchen das Befehrwert der Heiden von der Gesellschaft übertragen wird; allein ihre Anzahl ist jedenfalls sehr unbedeutend und sicherlich ge-

*) Ueber die religiösen und andern Streitigkeiten der Jesuiten mit den übrigen christlichen Orden steht im fünften Buche das Nähere zu lesen.

hören sie nicht unter diejenigen, welche eine volle Wissenschaft von den Geheimnissen des Ordens besitzen. Sie sind eben Missionäre, aber keine näher Eingeweihten. Umgekehrt aber gibt es wieder Andere unter ihnen, welche gar keine Jesuiten zu sein scheinen, weil sie nicht den Jesuitenrock, sondern weltliche Kleidung tragen, und man hält sie deßhalb in Surate, in Agra, in Goa oder wo sie sonst ihr Domicil nehmen, für das, wofür sie sich ausgeben, nämlich für weltliche Kaufleute. Ich dagegen weiß, daß es Jesuiten sind, und zwar tief eingeweihte, die von Allem Kenntniß haben, auch von dem Geheimsten. Ueberdem ist erwiesen, daß sie von den verschiedensten Nationen auserlesen werden, und es gibt sogar Armenier und Türken, welche sich rein dem Interesse der Gesellschaft Jesu widmen. Diese verlarvten Jesuiten mischen sich in Alles und haben die genaueste Kenntniß davon, in welchen Magazinen man die schönsten Waaren — bei welchem Kaufmann die beste Auswahl findet. Auch werden sie durch die geheime Correspondenz, die sie ganz in der Stille wechselseitig unter einander führen, ganz genau davon unterrichtet, welche Waaren an jenem Ort und welche an diesem den besten Absatz finden, und da sie deßhalb stets wissen, nicht bloß, was eingekauft werden muß, sondern auch, wohin man es zu versenden hat, um es sofort mit Nutzen wieder an den Mann zu bringen, so verschaffen sie durch diesen ihren Handel ihrer Societät einen wahrhaft unermesslichen Nutzen. Merkwürdig ist ferner noch das große Zutrauen, welches sie genießen, denn sie werden dem Anschein nach gar nicht beaufsichtigt und haben Niemanden Rechnung abzulegen, als einigen Patribus, welche ganz harmlos und in ärmlichem Gewande von einer Stadt Ostindiens zur andern pilgern. Diese Patres sind aber gar hochwichtige Personen und besitzen das vollste Zutrauen des Generals und der Oberen in Europa, wie sie denn auch von den Oberen die nöthigen Weisungen erhalten, welche von den verkleideten Jesuiten befolgt werden müssen. Letzteres geschieht auch ohne irgend einen Widerspruch mit der größten Pünktlichkeit und zwar einfach deßwegen, weil diese Verkleideten außer dem gewöhnlichen Gelübde des Gehorsams noch einen schweren Eid leisten müssen, daß sie nie einem Nichteingeweihten etwas verrathen, dagegen aber alle ihre Kräfte zum Nutzen und Gewinn der Gesellschaft verwenden wollen.

Damit sie aber Eingeweihte und Nichteingeweihte nicht mit einander verwechseln, hat man ihnen ein Geheimzeichen gegeben, an dem sie sich gegenseitig erkennen, und so weiß denn ein Jeder gleich, ob er einen Bruder vor sich hat, oder nicht. Noch setze ich hinzu, daß sie alle, obwohl sie über ganz Hinterasien hin zerstreut leben und ihre Zahl keine geringe ist, doch durchaus nach einem gemeinschaftlichen Plane regiert werden, so daß das Sprüchwort: „So viel Köpfe, so viel Sinne“, hier ganz und gar keine Geltung hat. Im Gegentheil bleibt der Geist der Jesuiten stets derselbe und man hat noch nie erlebt, daß er sich, besonders was den Handel betrifft, je inconsequent geworden wäre.“

„Mit dem Gewinn in Ostindien selbst jedoch begnügen sich die Jesuiten nicht, sondern sie machen noch einen viel größeren damit, daß sie eine Masse von Waaren unter verschiedenen falschen Vorschüzungen aus ihren Missionen nach Europa senden. Sie schicken sie aber für gewöhnlich nicht an die dortigen Collegien oder Professhäuser, vielmehr an andere verkleidete Jesuiten, welche Handlungshäuser etablirt haben, und der Gewinn, der an diesen Waaren gemacht wird, ist um so größer, als dieselben aus erster Hand bezogen werden. So beträchtlich und ansehnlich indessen auch diese Art von Handelschaft ist, so wußten sie die Jesuiten doch stets zu verheimlichen und dadurch brachten sie es zu Stande, daß sich in Europa bisher Niemand darüber beschwerte. Dessen ungeachtet ist es Thatsache, daß der Handel anderer Nationen bedeutend darunter Noth leidet und namentlich gilt dieß von Frankreich oder vielmehr von der französisch-ostindischen Compagnie. Ich habe oft beßhalb an diese Compagnie geschrieben und meine Memoriale waren immer eben so ausführlich als wahrheitsgetreu. Allein weit gefehlt, daß die Direktoren der Compagnie Hand angelegt hätten, diesen ihnen so nachtheiligen Mißbräuchen zu steuern, habe ich vielmehr zu wiederholten Malen den ausdrücklichen Befehl erhalten, den Jesuiten in Allem zu willfahren, was sie von mir begehren würden, ja ihnen sogar, so oft sie es verlangten, Geld vorzustrecken. Von letzterer Vergünstigung machten sie auch in der That in nur zu vielen Fällen den umfassendsten Gebrauch, und es ist z. B. nur allein der Pater Tachard der Compagnie 150,000 schwere Piafter, das ist 750,000 Livres, schuldig, ohne derselben eine Pfandsicherung

oder auch nur eine Schuldverschreibung gegeben zu haben. Um nun aber auf den Umfang des jesuitischen Handels zurückzukommen, so befanden sich im Jahr 1690 auf der großen Escadre, die von Frankreich nach Asien segelte, für die Jesuiten in Ostindien acht und fünfzig schwere Ballen, deren kleinster größer war als der größte der ostindischen Compagnie, und keiner dieser Ballen enthielt Rosenkränze, oder Reliquien, oder Agnus Dei, oder andere ähnliche Missionsartikel. Nein, sie bestanden sämmtlich aus schönen und werthvollen europäischen Kaufmannswaren, von denen man wußte, daß sie in Ostindien guten Absatz finden würden, und es kommt überhaupt fast kein Schiff aus Frankreich oder Europa an, das nicht Fracht für die Jesuiten mit sich führte. Weiter darf ich nicht vergessen, anzuführen, daß es auch viele verkleidete Jesuiten gibt, welche mit jenen abgöttischen indianischen Kaufleuten, die den Namen Banianen führen, im Lande herumstreichen, um Diamanten und Perlen zu suchen, und diese Sorte von Jesuiten thut nicht nur der französisch-ostindischen Compagnie großen Schaden, sondern sie ist es auch, welche den christlichen Namen am meisten verunehrt. Sie kleiden sich nämlich ganz wie die Banianen; sie reden ihre Sprache; sie essen und trinken mit ihnen und beobachten ganz dieselben Gebräuche. Ja, wer sie nicht kennt, würde sie nothwendigerweise für wahre Banianen halten, da sie den indischen Gottheiten eben so gut ihre Opfer darbringen, als die Eingebornen. Freilich geschieht dieß Alles unter dem betrüglischen Vorwande, daß sie dieselben bekehren wollten; allein in Wahrheit ziehen sie nur deswegen mit ihnen herum, um mit ihnen zu handeln und zugleich um durch ihre Gesellschaft ihre sonstigen Geschäfte zu verdecken. Liegt ja doch schon darin, daß sie noch nie, auch nicht ein einziges Mal einen Banianen bekehrten, der factische Beweis, wie wenig es ihnen bei ihren Touren mit diesen Kaufleuten um Religion zu thun ist! Auch versicherte mich einer der letzteren, der mit den Jesuiten drei lang andauernde Reisen machte, daß während dieser ganzen Zeit auch nicht eine Sylbe vom Christenthum gesprochen und noch viel weniger je ein Versuch zu seiner Bekehrung gemacht worden sei. Was braucht es also noch weiteren Beweises?"

Ein solches Zeugniß stellte der französische Generalgouverneur in Ostindien den Jesuiten in Beziehung auf ihren Handel aus,

und da derselbe eine ganze Reihe von Jahren in Pondichery, der Hauptstadt der französischen Besitzungen daselbst, zugebracht, sowie auch eine Menge von Reisen im Lande herum gemacht hatte, so läßt sich wohl denken, wie genau er mit dem Thun und Treiben der Jesuiten vertraut werden mußte. Er war aber nicht der Einzige, der den Regierungen die Augen öffnete oder vielmehr zu öffnen suchte, denn die Herren Patres-Hofbeichtväter wußten schon dafür zu sorgen, daß die Könige und ihre Minister dieselben sogleich wieder schlossen, sondern es liefen zu Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts noch eine Menge von andern Berichten ein, welche ganz dasselbe und zum Theil noch in viel schärferen Ausdrücken besagten. Ueberdem wurde bekannt, daß die Söhne Loyola's in allen größeren Seeplätzen Asiens, Europa's und Amerika's, also in Madras, in Goa, in Pondichery, in Kanton, in Nankin, in Marseille, in Genua, in Lyon, in Lissabon, in Sevilla, auf Martinique, in Buenos-Ayres, sowie in noch gar vielen andern Städten ihre eigenen Comptoire hielten, und mit den meisten derselben waren große Bankgeschäfte verbunden, um die einlaufenden Wechsel zu discountiren. Nicht minder großartig gestaltete sich der Binnenhandel und sie hatten z. B. in Rom den ganzen Brod-, Spezerei- und Weinhandel an sich gerissen, während der ungeheure Verkehr in Perlen, Rubinen und Diamanten, der in Venedig stattfand, ebenfalls fast ausschließlich auf sie zurückgeführt werden mußte. In Peking, sowie anderswo, wo das baare Geld rar war, liehen sie auf Wucherzinse aus und fünfundzwanzig bis selbst fünfzig Procent gehörten zu den Alltäglichkeiten. Zu diesem Behufe hatten sie förmliche Bankstuben errichtet und sie läugneten diese Thatsache auch gar nicht ab, sondern erklärten sie vielmehr für gerechtfertigt, weil andere Geldwucherer eben so viel nahmen. Del, Baumwolle und Specereien hatten sie in fast allen ihren Collegien feil und wo dieß nicht anging, errichteten sie daneben Magazine und Buden, über welche einer von ihnen die Oberaufsicht führte. Insbesondere verlegten sie sich auch auf den Verkauf von Droguerien und ihre Apotheken in Lyon, in Paris und anderswo furnirten die sämtlichen Kleinhändler mit Theriak, Chinarinde, Paraguaykraut, Kalomel und was dergleichen Mittel mehr sind. Kurz, ihr Handel war ein überaus großartiger und zwischen den verschiedenen Seehäfen liefen eine Menge von

Schiffen, die nur allein mit ihren Gütern befrachtet waren. Auch schentten sie sich durchaus nicht, mit dem Handel noch einen beträchtlichen Schmuggel zu verbinden und zum Beweise dieser meiner Behauptung will ich nur zwei Beispiele anführen. Der Pater Tambin, Generalagent der Jesuiten für den Handel zwischen Genua und Lissabon, beschäftigte fünfundzwanzig Jahre lang einen Schiffskapitän mit dem Transport der jesuitischen Waaren und der Kapitän machte des Jahrs gewöhnlich sechs Fahrten hin und zurück, wobei zu bemerken ist, daß die Hauptfracht von Lissabon aus immer in Kaffeballen bestand. Nun erließ die Republik Genua anno 1725 ein strenges Verbot, Goldbarren einzuführen und jeder Schiffsrheder, der dieses Verbot übertrat, setzte sich dadurch, außer einer schweren Strafe, der Confiscation seiner ganzen Ladung aus. Man kann sich also wohl denken, daß die Kapitäne der Kaufahrtsschiffe von jetzt an äußerst vorsichtig zu Werke gingen, und derselben Vorsicht beileißigte sich auch der Kapitän, von dem die Rede ist. Wie er aber einmal wieder in Lissabon außer verschiedenen anderen Waaren, die ihm weltliche Kaufleute mitgaben und für die er natürlich verantwortlich war, von den dortigen Jesuiten eine gute Portion Kaffeballen zum Transport nach Genua überkam, fielen ihm einige verdächtige Umstände auf und er ließ daher diese Ballen in einem besonderen Raume aufstauen. Doch machte er weiter keine Bemerkung, sondern nahm seinen Frachtbrief und fuhr ab. Dagegen war es, so wie er auf hoher See angekommen war, sein erstes, die Ballen einen nach dem andern zu öffnen und siehe da, was fand er? In jedem eine bis zwei Goldbarren unter dem Kaffé auf's sorgfältigste versteckt! Er nahm sie sämmtlich heraus, landete unterwegs in einem sichern Hafen und überlieferte sie einem befreundeten Kaufmannshause zur Aufbewahrung. In Genua angekommen meldete er sogleich dem Pater Tambin, daß er Waaren für ihn habe, und als dieser mit seinen Leuten kam, sie in Empfang zu nehmen, übermachte er ihm die sämmtlichen Kaffeballen, gerade wie sie in dem offenen Frachtbriefe verzeichnet standen. Der Pater, alles in bester Ordnung findend, entfernte sich mit seinen Ballen; doch schon am andern Tage kam er wieder, nahm den Kapitän auf die Seite und verlangte zu wissen, was aus den Goldbarren geworden sei. Als ein ehrlicher Mann bekannte der Kapitän sogleich

die ganze Wahrheit, allein was er ihm sonst noch sagte, kann man sich denken, denn durch diesen ihren betrügerischen Schmuggel hatten ihn ja die Jesuiten in Gefahr gebracht, die ganze Schiffsladung und nebenbei noch sein ganzes Vermögen nebst der Freiheit zu verlieren. Das andere Beispiel jesuitischer Schmuggerei, dessen ich Erwähnung zu thun versprochen habe, klingt fast noch erbaulicher und betrifft einen Schiffskapitän, der anno 1760 von Cadix nach derselben Stadt Genua, die ich eben nannte, fuhr. Bereits hatte er sein ganzes Schiff befrachtet, da kamen zwei Jesuitenpatres zu ihm und baten ihn, noch eine kleine Kiste mit Kirchenornamenten nebst etlichen wenigen Pfunden Chocolate mitzunehmen. Er sollte es um Gotteswillen thun, meinten sie, denn sie selbst seien sehr arm und ihre Brüder in Genua nicht minder. Der Kapitän, ein gutmüthiger Mann, willigte ein und die Jesuiten paßten sofort eine Stunde ab, wo er an's Land gegangen war, um ihre Kiste an Bord zu bringen und in den untersten Schiffsraum hinabschaffen zu lassen. Drauf übergaben sie ihm den Frachtbrief, in welchem die Kiste als mit Kirchenverzierungen bepackt verzeichnet war, und den Tag hernach segelte das Schiff mit günstigem Winde ab. Zum Unglück für die Jesuiten jedoch hielt dieser Wind nicht lange an, sondern er verwandelte sich vielmehr in Sturm, so daß die Wellen über Bord schlagend in den unteren Schiffsraum eindrangen, und da demnach der Kapitän besürchtete, die Ornamente könnten durch das Wasser beschädigt werden, so befahl er, die Kiste heraufzuschaffen, um sie an einem günstigeren Orte zu placiren. Man befolgte den Befehl, allein siehe da, dieselbe war trotz ihres geringen Umfangs so schwer, daß sie kaum von vier starken Männern gehandhabt werden konnte. Dieß erregte natürlich den Verdacht des Kapitäns und er ließ sie daher in seine Kajüte schaffen, um sie in Gegenwart der Schiffsbediensteten zu öffnen. Nun aber, was fand sich? Eine sehr bedeutende Summe gemünzten Geldes, das man ganz geschickt zwischen die Ornamente versteckt hatte! Darüber nun erboste sich der Kapitän ungemein, denn wenn es auch nicht verboten war, Münze in Genua einzuführen, so mußte man doch den Betrag bei Strafe der Confiscation declariren und überdem zahlte man für Goldmünzen eine weit höhere Fracht, als für jede andere Waare. Somit konnte er nicht im geringsten daran

zweifeln, daß ihn die frommen Patres mit ihrem lügenhaften Ge-
rede von Armuth nur hatten um seine Fracht betrügen wollen und
er nahm daher das Geld heraus, ohne aber an den Ornamenten
irgend etwas in Unordnung zu bringen. Nach seiner Landung in
Genua erschien sogleich ein Jesuite mit ein paar Dienern, um das
Kistchen, das ihm bereits avisirt war, in Empfang zu nehmen und
der Kapitän übergab es ihm, nachdem sie beide vorher Frachtbrief
und Wisbrief mit einander verglichen und gleichlautend befunden
hatten. Zwei Stunden darauf aber erschien der Jesuite bereits
wieder und zeigte sich sehr entrüstet, weil er in dem Kistchen nicht
Alles vorgefunden hätte, wovon ihm seine Brüder in Cadix Mel-
dung gethan. „Wie?“ rief der Kapitän. „Fehlt Ihnen etwas an
Ihrer Chocolate oder Ihren Kirchenverzierungen?“ — „Das
nicht,“ erwiderte der Sohn Loyola's, „aber meine Brüder schrieben
mir, daß sie einige Almosen, die sie von barmherzigen Personen
gesammelt, beigelegt hätten.“ — „Erlogen,“ versetzte darauf der
Kapitän, „sondern Ihr wolltet mich, einen armen Schiffahrer um
meine Fracht betrügen und setztet mich daher lieber der größten
Gefahr aus, als daß Ihr ehrlich gehandelt hättet. Doch da habt
Ihr Euer Geld, alles wohl gezahlt, nur allein mit Abzug der
Fracht, die ich Euch für dießmal nicht schenken kann.“ — So er-
hielten die Söhne Loyola's auch in diesem Fall ihr Geld wieder,
weil der Kapitän zu ehrlich zum Betrage war; allein würden wohl
die frommen Patres, wenn sie an seiner Stelle gewesen wären
ebenso gehandelt haben?

Doch man wird nun auch wissen wollen, wie hoch sich der
Handel der Söhne Loyola's belief und welche Summen er ihnen
eintrug; allein dieses war Geheimniß der Oberen und unter die
Laienwelt drang nie eine sichere Kunde davon. Daran übrigens
darf nicht im geringsten gezweifelt werden, daß der Profit ein un-
geheurer war, denn nur allein ihr Königreich Paraguay trug
ihnen, wie aus dem officiellen Bericht des portugiesischen General-
gouverneurs der Stadt Potosi, Don Mathia de Anglose Gor-
tari, vom Jahr 1731 hervorgeht, jährlich mehrere Millionen ein.
Er fand das Land, das er auf Befehl seiner Regierung nach allen
Seiten hin auf's genaueste untersuchte, in sechsunddreißig Kirch-
spiele oder Reductionen eingetheilt und jede derselben begriff über

zehntausend Familien in sich; in jeder aber herrschte solch' ein Ueberfluß an Vorräthen und Erträgnissen, daß eine einzige Reduction im Stande gewesen wäre, sechs andere auf's ganze Jahr zu versorgen. Selbst die kleinste und unfruchtbarste der Reductionen besaß ihre 40 bis 50 Tausend Stück Ochsen und Kühe und die größeren und reicheren hatten deren bis auf die doppelte Anzahl. In Folge dessen konnten jährlich von den Jesuiten gegen 300,000 Stierhäute ausgeführt werden, von denen das Stück in Spanien mit sechs und mehr Piaſtern bezahlt wurde, und der Lederhandel trug wohl mindestens eben so viel ein. Die Felder erwiesen sich alle als sehr fruchtbar und man pflanzte darauf Getreide aller Art, sowie auch insonderheit viel Taback, Zucker und Baumwolle, welch' letztere die Indianerinnen spinnen und weben mußten; alle diese Artikel aber führte man ebenfalls nach Europa aus und nur allein die Baumwollenzeuge ergaben einen jährlichen Gewinn von etwa 100,000 schweren Piaſtern. Allenthalben sah man auch wohl-ingerichtete Werkstätten und die Indianer verfertigten darin die schönsten Gold- und Silberwaaren. Außerdem gab's auch Schloßereien und Schmidereien die Menge und selbst an Gießereien, in welchen Kanonen, Mörser und dergleichen gegossen wurden, fehlte es nicht. Doch waren die letzteren Fabrikate nicht sowohl für den Handel als für den inneren Verbrauch bestimmt und dasselbe galt auch von den Gewehrfabriken. Ein äußerst großartiger Verkehr fand dagegen in dem sogenannten Paraguaykraut*) statt, und da

*) Dieses Kraut ist nach der Beschreibung des Jesuitenpaters Franz Xaver de Charlevoix das Blatt eines Baumes von der Größe eines mittleren Apfelbaumes und hat die Gestalt eines Pomeranzenblattes. In den Handel bringt man es getrocknet, beinahe in Staub verwandelt, und nur allein Peru brauchte davon früher gegen 100,000 Aroben, die Arobe zu 25 Pfunden gerechnet. Seine Wirkung ist, in siedendem Wasser aufgelöst und dann kalt getrunken, abführend und Harn treibend; eine starke Portion aber, auf einmal genossen, wirkt als Brechmittel so wie nachher als Schlaf befördernd. Eben wegen dieser seiner vorzüglichen Eigenschaften durfte es früher in keiner Apotheke, besonders Americas, fehlen, später aber, als Paraguay gegen außen vollständig abgesperrt wurde, kam es außer Gebrauch und da sich inzwischen die Herrn Doctoren anderer drastischen Mittel zu bedienen lernten, so erreichte sein Verbrauch auch nach Aufhebung der Absperrung nie mehr die frühere Höhe. — Wegen seines herben Geschmacks führt es auch den Namen: »Yerba Maté« und der Kunstausdruck für den Baum oder Strauch, an dem es wächst, ist: »Ilex Maté.«

man dafür fast in der ganzen Welt Absatz hatte, so brachte es einen Nutzen, der ganz gewiß so viel werth war, als die Gold- und Silbergruben in anderen amerikanischen Ländern. Kurz die Jesuiten zogen aus ihrem Handel in Paraguay wirklich unermessliche Summen und diese wurden von den Vorstehern der Missionen pflichtlich in Verwahrung genommen. Alle sechs Jahre kamen aber die Generalprocuratoren in die Provinz und verschickten das Geld entweder in Wechseln oder in Baarem nach Rom. Zu bemerken ist noch, daß in jedem Kirchspiele bedeutende Magazine existirten, in denen die Waaren und Landeserzeugnisse auf so lange aufgespeichert wurden, bis man sie in die großen Handelsplätze Santafé, Buenos-Ayres und Tucuman entweder zum Verkaufe oder zur Verschiffung brachte, und man sieht also hieraus, daß sich die Jesuiten gar vortrefflich auf die Ausbeutung dieses ihres Königreichs Paraguay verstanden.

Also berichtet Don Mathia de Anglose Gortari über die Jesuiten in Paraguay und er berechnet den Ertrag ihrer Handelschaft daselbst auf jährlich über zehn Millionen Speziesthaler, indem er zugleich hinzusetzt, daß hiebei das, was der Unterhalt der Indianer kostete, ich meine ihre Speisung, Tränkung und Kleidung, längst in Abzug gebracht worden sei. Nicht minder großartig gestaltete sich nach und nach der Umtrieb, den die Jesuiten in Mexico hatten, und es stattete hierüber der ebenso ehrenwerthe und wahrheitsliebende als unglückliche und von den Söhnen Loyola's hart verfolgte Don Johann von Palafox, Erzbischof von Mexico und Vicekönig des spanischen Amerika, an Pabst Innocenz X. einen weitläufigen Bericht ab. In diesem Schreiben nun heißt es unter anderem folgendermaßen: „Ich fand beinahe den ganzen Reichthum vom mittäglichen Amerika in den Händen der Jesuiten, und ihr Besizthum an Heerden von Rindvieh und Schafen ist ein wirklich ungeheurer. So kenne ich zwei ihrer Collegien, deren jedes 300,000 Hämmel zählt und ein anderes gebietet über Viehweiden mit mehr als 60,000 Stieren. Während die weltliche Geistlichkeit zusammen mit den andern religiösen Orden kaum drei Zuckersiedereien und dazuhin sehr kleine eignet, so besitzen die Jesuiten nur allein in der Provinz Mexico, in der sie nicht weniger als zehn Collegien haben, die sechs größten, die es überhaupt in Centralamerika giebt, und jede der-

selben repräsentirt einen Werth von einer halben bis zu einer ganzen Million Thaler. Ja einige derselben bringen sogar einen Reingewinn von jährlich mehr als 100,000 Thalern und die geringste wirft doch wenigstens 25,000 bis 30,000 ab. Außerdem besitzen sie noch Strecken Landes, die sich oft auf mehrere Meilen ausdehnen, und diese Ländereien, welche sie verpachtet haben, tragen ihnen, weil sie unter die fruchtbarsten gehören, ein äußerst großes Quantum von Mais, Taback und anderen Erzeugnissen. Auch sehr reiche Silberbergwerke gehören ihren Collegien und es gelang ihnen mit einem Worte, ihre Macht und ihre Reichthümer auf einen so hohen Grad zu bringen, daß die weltliche Geistlichkeit bald genöthigt sein wird, von den Jesuiten ihr Brod zu betteln.“ So schrieb Palafox und seine Nachrichten wurden von anderer Seite her nur allzu vielfach bestätigt. Namentlich stellte es sich auch heraus, daß die Loyoliten fast den ganzen Handel an sich gerissen hatten und sich sogar elenden Schachers nicht schämten. Unter anderem war von ihnen ein riesiges Frachtgeschäft von Carthagena nach Quito eingerichtet worden und um sich die hiezu nothwendigen Arme wohlfeil zu verschaffen, schickten die ehrwürdigen Väter alljährlich einige Schiffe nach Angola an die Küste von Afrika, wo man um wenig Geld schwarze Slaven in Menge haben konnte. Ja sogar dieses wenige Geld wußten sie noch zu erübrigen, indem sie einen Theil der Menschenladung an mexikanische Pflanzler verkauften, denn durch diese Verkäufe wurden die Kosten der Slavenfang-Schiffe vollständig gedeckt und sie hatten also die Fuhrleute und Packknechte, deren sie bedurften, so zu sagen umsonst. Freilich erweckten sie sich dadurch auch der Feinde nicht wenige, namentlich unter ihren Concurrenten, den bisherigen Frachtfahrern, und diese zertrümmerten ihnen einmal mit ihren Knechten über Nacht den größten Theil ihrer Wagen. Allein dadurch ließen sich die frommen Patres doch nicht abschrecken, sondern sie fuhrten vielmehr in der gewohnten Weise fort, bis ihnen endlich der hohe Rath von Castilien dieses für Priester und Missionen so wenig passende Gewerbe durch einen Machtspruch legte.

Ganz in demselben Flor stand der Handel, welchen die Jesuiten von Japan aus trieben und Europa konnte sich über die vielen von dort einlaufenden Waaren nicht genug wundern. Hunderte

von Schiffen wurden damit befrachtet und es fehlte nur noch, daß die Söhne Loyola's eine eigene Flagge aufgehißt hätten. Auch bemerkte der bekannte Schriftsteller Navarette, der sich an Ort und Stelle umsah, ausdrücklich, daß die Söhne Loyola's nie ermangelt hätten, neben jede ihrer Kirchen ein Magazin oder Bude hinzustellen, und die letzteren waren später selbst genöthigt, dieses zuzugestehen. Doch wollten sie lange nicht mit der Sprache heraus und die deßhalb vom römischen Stuhl befragten Patres Cevico und Tellier räumten nur die jährliche Absendung von fünfzig Ballen Seide nach Europa ein; das entscheidendste Geständniß aber liegt in dem Befehle, welchen ihr eigener General Thyrsus Gonzalez auf Andringen des Papstes Clemens XI. anno 1702 erließ — in dem Befehle nämlich, daß sich die japanesischen Patres „ihrer Schiffe“ entledigen sollten, denn wer Schiffe besitzt, muß doch auch wohl Frachtgüter für dieselben eignen.

Genug sei es übrigens an diesen Belegen, obwohl ich deren noch eine ganze Menge anführen könnte! Eine andere Frage aber ist, wie sich denn die katholische Kirche und insbesondere die Oberleiter derselben zu solchem fluchwürdigen Beginnen der Jesuiten verhielten. Haben sie es gebilligt, oder haben sie es verdammt? Nun das erstere geschah nur von einem einzigen Papste, das letztere aber von einer ganzen Reihe derselben. Jener Einzige war der Pontifex Gregor XIII., der von 1572 bis 1585 regierte und sich während dieser ganzen Zeit den Söhnen Loyola's ganz blind ergeben zeigte. Ihm stellten dieselben vor, daß sie ihre verschiedenen Collegien, Seminarien und sonstigen Häuser in den fern entlegenen Welttheilen unmöglich erhalten könnten, wenn man ihnen nicht erlaube, ein klein wenig der Handelschaft obzuliegen, und der Papst, dieß glaubend, gestattete ihnen das für Geistliche und Missionäre so durchaus unwürdige Geschäft. Weil aber die ganze Christenheit ob diesem Vergerniß sich entsetzte, und weil insbesondere die verschiedenen Universitäten, die von Paris (schon anno 1594) voran, so wie die ganze weltliche und klösterliche Geistlichkeit sammt allen Bischöfen und Erzbischöfen dagegen offen protestirten, nahmen die Nachfolger Gregors jene Erlaubniß ausdrücklich zurück und die Päbste Urban VIII., Clemens IX., Clemens X. und Benedict XIV. verboten noch extra in eigenen Bullen alles und jedes

Handeltreiben der Priester. „Wir verbieten — heißt es z. B. in der Bulle Benedict's vom 25. Februar 1741 — aus eigener Bewegung und mit unserer Vollmacht allen geistlichen Personen die Handelschaft, auch dann, wenn diese Handlungen nicht von ihnen selbst, sondern von Laien errichtet sind. Wir verbieten diesen Handel auch dann, wenn die Objecte desselben aus ihren eigenen Domänen bestehen oder unter den Gütern ihrer Coadjutoren und weltlichen Associés laufen. Wir verbieten ihn bei Strafe des Banns, er mag nun im eigenen Namen der Geistlichen oder im Namen ihrer Gesellschaft, oder auch im Namen weltlicher Personen, welche ihnen Rechnung ablegen, geführt werden.“ Ganz dasselbe hatte schon Urban VIII. (1625) gesagt und wenn dabei die Söhne Loyola's nicht ausdrücklich genannt wurden, so ging doch aus der ganzen Sprachweise hervor, daß nur allein sie, nur allein die Societät Jesu gemeint sei. Was antworteten aber die Jesuiten hierauf? Sie antworteten nichts und trieben ihren Handel nach wie vor fort, ohne sich um die päpstlichen Bullen auch nur im Geringsten zu kümmern. So machte z. B. die Pariser Universität anno 1664 einen Vertrag bekannt, der in der Stadt Dieppe von dem Notar Thomas le Basseur und seinem Adjunkten René Bense aufgesetzt wurde und aus welchem hervorging, daß die ehrwürdigen Väter mit den Kaperausrüstern von Dieppe den Handel mit Canada zu gleichem Gewinn und Verlust betrieben. Die contrahirenden Theile waren: Karl von Biencourt und Herr von St. Just zu Dieppe nebst Thomas Robin, Herr von Calognes zu Paris von der einen Seite, und von der andern die Patres Biard und Ennemont Massé von der Gesellschaft Jesu. Besagte gegenwärtige und übereinkommende Theile erkennen an, daß sie für die Ladung des Schiffes „Gottes-Gnade“ gemeinschaftlich handeln und den ehrwürdigen Vätern Biard und Massé, die im Namen ihres Ordens unterzeichnet haben, giebt diese Verbindung das Recht auf die Hälfte aller und jeder Waaren, überhaupt auf die Hälfte der ganzen Ladung des Schiffes „zur Gnade Gottes“. — Ist nun das nicht Zeugniß genug für das, was ich oben behauptete?

Doch will ich noch andere Zeugnisse reden lassen, Zeugnisse,

welche in der ganzen Christenheit das größte Aufsehen erregten, weil sie bewiesen, daß die Jesuiten nicht bloß Kaufleute, sondern auch gemeine Wucherer und zugleich betrügerische Banquerotteure waren. Im Jahr 1639 herrschte auf der Insel Malta eine große Hungersnoth und es kostete den damaligen Großmeister der Johanniter, mit Namen Laskaris, unsägliche Mühe, dem allgemeinen Elende durch Beiführen von Frucht aus entlegenen Gegenden wenigstens nothdürftig zu steuern. Unter denen nun, welche hauptsächlich Mangel zu leiden schienen, zeichneten sich besonders auch die Insassen des jesuitischen Collegs aus, und die ehrwürdigen Patres verabsäumten es nie, ihren regelmäßigen Antheil an den Portionen, die man austheilte, in Person abzuholen. Da ereignete es sich, daß einer aus ihrer Mitte, der Pater Cassia, ein eben so schweres als gemeines Verbrechen beging, und die Gerichtsboten des Großmeisters schickten sich also an, ihn zu verhaften. Er flüchtete sich in das Colleg seines Ordens, in der Hoffnung, allda Sicherheit zu finden, aber die Gerichtsboten folgten ihm nach und siehe da, was entdeckten sie jetzt? Das Colleg selbst, so wie die angebauten Magazine und Speicher waren sämmtlich mit Korn und Mehl nebst anderen Nahrungsvorräthen förmlich überfüllt, und es lag also der offenkundige Beweis vor, daß die ehrwürdigen Väter all' diese Vorräthe nur hinhielten, um damit, wenn die Hungersnoth ihren höchsten Grad erreicht haben würde, zu den enormsten Preisen loszuschlagen. Natürlich aber kannte jetzt die Wuth des Volkes keine Gränzen mehr und die sämmtlichen Jesuiten wären derselben unbezweifelt zum Opfer gefallen, wenn Laskaris sie nicht sofort, wie sie giengen und standen, in eine Feluke gepackt und nach Sicilien hinüber spedirt hätte. Natürlich confiszirte man auch all' ihr Eigenthum und alle ihre späteren Reclamationen, dasselbe zurückzuerhalten, hatten kein Resultat.

Noch viel mehr Aufsehen erregte der Banquerott des jesuitischen Collegiums zu St. Hermenigilde in der spanischen Stadt Sevilla — derselbe Banquerott, dessen ich schon im zweiten Kapitel dieses Buchs beiläufig erwähnt habe — und zwar gieng es dabei folgendermaßen zu. Ums Jahr 1640 wurde der Bruder André von Villar Procurator oder zeitlicher Verwalter des besagten Collegiums, eines der reichsten in ganz Spanien, und

dieser, ein sehr gewandter Mann, faßte sofort in Gemeinschaft mit seinen Mitbrüdern den Entschluß, den Reichthum desselben durch eine ausgedehnte Industrie und Handelschaft zu verdoppeln, wenn nicht zu verdreifachen. Nun jedoch dieß ins Werk zu setzen, brauchte er Geld und zwar viel Geld. Er wandte sich also an die gläubigen Seelen von Sevilla und bat sie um ein Darlehen „für fromme Zwecke.“ Jedem, der es haben wollte, versprach er die solenneste himmlische Belohnung; nicht minder aber stellte er gute Zinsen in Aussicht, um auch die weltliche Habgierde zu reizen, und überdem wußte er gar salbungsvoll von der Sicherheit zu sprechen, deren ein dem Jesuitenorden angeborgtes Kapital genöthe. Seine Worte hatten die gewünschte Wirkung und eine Menge von Sevillanern, besonders kleine Kapitalisten, Wittwen, Waisenspfleger, abgedankte Offiziere und dergleichen mehr, beeilten sich, dem Herrn Procurator ihre Baarsummen und Werthpapiere anzuvertrauen. Auf diese Art bekam André de Villar in verhältnißmäßig kurzer Zeit nicht weniger als viermalhundert und fünfzigtausend Ducaten zusammen und mit dieser für die damalige Zeit ungeheuren Summe konnte man schon etwas Erkleckliches anfangen. Er kaufte sofort verschiedene Landgüter mit großen Viehheerden, ließ Häuser und Mühlen errichten, legte Magazine an, die er mit Waaren aller Art füllte, baute Schiffe, welche er mit Eisen, Leinwand und andern europäischen Waaren befrachtet nach den spanischen Colonien sandte, und welche dafür die Producte Ost- und Westindiens zurückbrachten — kurz er wurde ein großer Industrieller, im ausgedehntesten Sinn des Wortes und die Firma „Villar und Compagnie“ machte mehrere Jahre lang ganz großartige Geschäfte. Auf einmal jedoch, anno 1644, als eben verschiedene bedeutende Wechsel fällig waren, erklärte der Herr Procurator, er sei im gegenwärtigen Augenblicke außer Stande, sie einzulösen, und als sich in Folge dessen nicht wenige andere Gläubiger mit ihren Forderungen herbeidrängten, zeigte er seine Insolvenz gerichtlich an. Man kann sich nun den Schrecken der Leute denken, die ihr Kapital beim Hause Villar und Compagnie angelegt hatten, und da ihrer zusammen gegen dreihundert waren, so brachte ihr Geschrei ganz Sevilla in Verwirrung. Allein Schreien führt in solchen Dingen gewöhnlich zu nichts und somit bekümmerten sich auch die Söhne Loyola's

nicht viel darum, sondern ließen der Sache ganz ruhig ihren Verlauf, indem sie sich stellten, als gehe sie dieselbe gar nichts an. Endlich nach Jahresfrist, war die Vermögensuntersuchung so weit geiehen, daß man auf den 9. März 1645 eine allgemeine Creditorenversammlung in das Professhaus der Jesuiten in Sevilla zusammenberufen konnte, und nun trat plötzlich der Provinzial von Andalusien, der Pater Pierre de Avilaz, mit einem Anbot von fünfzig Prozenten hervor. „André von Villar, der Procurator des Collegs zu San Hermenegilde hätte zwar — so sagte er — seine Befugnisse durchaus überschritten und nur auf eigene Faust gehandelt, so daß der Orden Jesu eigentlich gar keine Verpflichtungen hätte; allein aus besonderer Rücksicht für die vielen Wittwen und sonstigen ärmeren Gläubiger wollten die ehrwürdigen Väter ein Uebrigcs thun und böten also fünfzig vom Hundert.“ Er glaubte mit Bestimmtheit, daß die Gläubiger hierauf eingehen würden, und hatte deßhalb auch einen Notar mitgebracht, um die nöthigen Urkunden gleich auszustellen. Doch die Creditoren weigerten sich einstimmig und machten die ganze Societät Jesu für ihre Bezahlung verantwortlich, so daß die Versammlung unverrichteter Dinge auseinander ging. Der Pater Provinzial schlug nun einen andern Weg ein und ließ sofort den Bruder Villar ins Gefängniß werfen, weil er ohne die Erlaubniß seiner Oberen und gegen die Grundsätze der Societät Jesu auf eigene Faust einen Handel angefangen hätte. Zu gleicher Zeit aber, da dieß geschah, verabsäumte man auch nicht, privatim mit den einzelnen Gläubigern zu unterhandeln, um sie durch gütlichen Zuspruch zu einem Nachlaß zu bewegen. Dadurch erzielte der Provinzial auch wirklich einigen Erfolg, indem einzelne Wenige auf seinen Vorschlag eingiengen; die Mehrzahl derselben aber, den Jean Dufre de Salazar an der Spitze, wandten sich in einer Eingabe unmittelbar an den König Philipp IV. und flehten um Gerechtigkeit. Natürlich übrigenz stand es längere Zeit an, bis Antwort erfolgte, und diese Zeit wußten die Jesuiten auß vortrefflichste zu benützen. Sie gewannen nämlich den mit der Sequestration der Güter beauftragten Commissär, daß er den Gläubigern zusprach, sich lieber auf einen Vergleich als einen Prozeß einzulassen, und da nun von diesen Gläubigern sehr viele, ja die meisten wegen der Sistirung ihrer

Zinsforderungen sich in der höchsten Noth befanden, so folgten ihrer beinahe Hundert seinem Rathe. Auch erhielten diese Alle sogleich ihre fünfzig Prozent vom ursprünglichen Kapital oder verwandelte man ihre Forderung in eine unterpfändliche vom besagten Belang. So verminderte sich die Zahl der Gläubiger mit jedem Tag mehr, und es war Hoffnung vorhanden, schließlich die ganze Schuld von 450,000 Dukaten mit der Hälfte abfinden zu können. Mit einem Male jedoch wurde dieß anders, als die Antwort vom König anlangte und der Präsident der Regierung von Sevilla, Herr Jean de Santelicés, mit der Untersuchung betraut wurde. Er nämlich, ein unpartheiischer Mann, der sich von dem jesuitischen Gold nicht blenden und von der jesuitischen Suada nicht überreden ließ, entfernte alsbald den partheiischen Commissär, befreite sodann den gefangengesetzten Villar und brachte diesen zu einem ganz umständlichen Geständniß, wie es bei dem Banquerotte zugegangen. Da stellte es sich denn heraus, daß es die Jesuiten von Anfang an auf nichts anderes abgesehen gehabt hatten, als auf Abschüttlung ihrer Schuld mit der Hälfte des Geldes und es fanden sich sogar mehrere Briefe des Pater Provinzials vor, welche nur zu deutlich darauf hinwiesen. Jean de Santelicés hätte daher am liebsten gleich alle Güter des Collegiums San Hermenegilde verkauft und die Gläubiger vollständig aus dem Erlös befriedigt; allein die Söhne Loyolas machten geltend, daß der größere Theil dieser Güter „geistliche“ Güter seien und daher nicht mit Beschlag belegt, respektive verkauft werden dürften. Aus diesem Grund zog sich der Prozeß noch eine Reihe von Jahren hin und in dieser langen Zeit wußten sich abermals viele der Gläubiger ihrer Armuth wegen nicht mehr anders zu helfen, als daß sie sich freiwillig zu einem Vergleich erbaten. Kurz die Söhne Loyola's erreichten ihren Zweck so ziemlich, obwohl die Endentscheidung anno 1652 gegen sie ausfiel und der Rest der Creditoren durch den Verkauf der vorhandenen Liegenschaften und sonstigen Güter vollständig befriedigt werden mußte. Das Publikum von Sevilla aber wußte nun, was es von der Gesellschaft Jesu zu halten habe und die Entrüstung gegen dieselbe wollte sich daher lange nicht mehr legen.

Ein würdiges Seitenstück zu diesem Sevillaischen Skandal

war der berühmte Banquerott des Pater La Ballette auf Martinique und ich kann daher nicht umhin, auch seiner noch schließlich zu erwähnen. Bruder La Ballette wurde im Jahr 1742 von seinen Vorgesetzten als Missionär nach der Insel Martinique gesandt und wirkte dort zuerst in dem kleinen Kirchsprengel Carbet, der nur eine Stunde von der Stadt St. Pierre entfernt lag. Dieser Sprengel wurde ihm jedoch bald zu eng, denn er zählte damals — bei seiner Ankunft auf Martinique — erst fünfundsiebzig Jahre und war überhaupt ein Mann von sehr unternehmendem Charakter, sowie von einer großen Intelligenz und Thatkraft. Somit brachte er es nach fünf Jahren dahin, daß man ihn anno 1747 zum Procurator des Profeßhauses von St. Pierre oder Sanct Peter ernannte, und er trat diesen wichtigen Posten sofort mit dem Vorsatze an, seinem Hause so nützlich als möglich zu werden. Das Profeßhaus von St. Peter war nämlich durch schlechte Verwaltung sehr herabgekommen, obwohl es große Gütercomplexe oder wenn man so lieber will Plantagen besaß, und es stand daher einem tüchtigen Verwalter ein großer Wirkungskreis offen; allein es gehörte viel dazu — viel Muth, viel Verstand, viel Kenntniß, viel Speculation, um diesen Wirkungskreis würdig auszufüllen. Den Anfang machte La Balette damit, daß er eine starke Quantität Negerklaven ankaufte, um die vorhandenen Plantagen besser bebauen zu können, und zugleich acquirirte er gewandte Aufseher, welche mit der Leitung der Sklavenarbeit vollkommen vertraut waren. Hierzu brauchte er aber Geld und zwar viel Geld. Noch mehr Geld erforderte die Erwerbung weiterer Ländereien, zu welchen es damals eine besonders geschickte Gelegenheit gab und die er sich schon deswegen nicht entschlüpfen lassen wollte, weil man diese Ländereien später mit Leichtigkeit ebenfalls in die herrlichsten Zucker-, Taback- und Baumwollenplantagen verwandeln konnte. Doch — woher dieses Geld nehmen? Als ein feiner und im Commerze gar wohl erfahrener Kopf erwog er die Sache nach allen Seiten und nach längerem Nachdenken kam ihm ein überaus kluger Gedanke, den er auch sogleich zur Ausführung brachte. Frankreich behandelte damals seine Colonien noch äußerst stiefmütterlich und daher kam es, daß wer von Martinique Geld nach dem Mutterlande senden mußte, fast immer ein Viertel, wenn nicht gar ein

Drittel verlor. Mit andern Worten, wenn Jemand in Paris oder sonst wo in Frankreich zwanzigtausend Franken zu zahlen hatte, mußte er immer seine achtundzwanzig bis dreißigtausend Franken aufwenden, um diesen Posten zu tilgen, und man kann sich also wohl denken, daß dieser Druck äußerst schwer auf den Kaufleuten von Martinique lastete. Nun erklärte La Balette in einem Circular an die Handelswelt der Antillen: „er sei im Stande, Gelder, die man ihm in Martinique anvertraue, mit Hülfe seines Ordens in Lyon zum vollen Nennwerth ohne irgend einen Verlust oder Abzug auszuführen, jedoch mit dem Beding, daß die Zahlung erst nach dreißig bis sechsunddreißig Monaten zu geschehen habe; und zugleich erbot er sich, „für alle ihm anvertrauten Summen als Nimmessen sichere Wechselbriefe auszustellen — natürlich aber Wechsel auf die lange Sicht von zwei und ein halb Jahren und unverzinslich für diese ganze Zeit.“ Die Kaufleute von Martinique überlegten sich das Anerbieten und fanden dasselbe für ihren Geldbeutel äußerst vortheilhaft, vorausgesetzt, daß die Unterschrift des ehrwürdigen Vaters stets honorirt werde. Allein warum denn hieran zweifeln, da ja das Professhaus zu St. Pierre ein sehr großes Vermögen in Ländereien besaß? Man vertraute ihm also Geld an; allerdings im Anfang nur kleinere Posten, allein später, als man fand, daß die Rückzahlung immer ganz prompt erfolgte, auch größere und zuletzt sogar die bedeutendsten. Der erste Zweck La Ballettes, nur recht viel baar Geld in die Hände zu bekommen, war also nach wenigen Jahren schon erreicht und die auf Borg erkauften Ländereien konnten also bezahlt und in Plantagen umgewandelt werden. Dieß genügte ihm aber nicht, sondern er erwarb theils auf Martinique selbst theils auf den Inseln Du-Bent und San Domingo noch eine Menge von andern Plantagen und pflanzte darauf mit Hülfe seiner Neger eine solche Menge von Zucker, Kaffee, Tabak, Indigo und Baumwolle, daß kein anderer Bewohner der Antillen, selbst nicht einmal der reichste, mehr mit ihm concurriren konnte. Zudem kaufte er noch den Ertrag anderer Plantagen auf und errichtete deßhalb außer seinem Hauptetablissement in St. Pierre noch verschiedene andere Comptoirs, wie z. B. zu St. Domingo, zu Maria = Galanda, zu St. Lucia und zu St. Vincenz. Dennoch schwollen die Borräthe in seinen Magazinen nie, wie man etwa

vermuthen könnte, ins Ungeheuerliche an, sondern so viel er kaufte, so viel verkaufte er auch wieder. Nur natürlich nicht auf den Antillen oder sonst in Amerika, sondern in Frankreich, Spanien, Italien und Deutschland, weshwegen er sich auch sofort mit den ersten Handlungshäusern in Europa, das ist in Marseille, Nantes, Lyon, Paris, Lissabon, Cadix, Livorno, Amsterdam und anderswo in Verbindung setzte. In Folge dieser mit eben so viel Geschick als Glück ausgeführten Operationen nahmen die Geschäfte des Hauses La Balette und Compagnie bereits nach wenigen fünf Jahren solche Dimensionen an, daß der ganze Handel von Martinique so zu sagen ein Monopol in seinen Händen wurde, und nun natürlich konnten sich die übrigen dortigen Kaufleute und Plantagenbesitzer nicht mehr verbergen, wie thöricht sie gehandelt hatten, als sie dem Schwarzroß durch ihre anvertrauten Gelder zur Gründung seines Geschäfts verhalfen. Weil aber das Jammern keine Abhilfe brachte, so wurden sie bei der Regierung von Frankreich wegen Beeinträchtigung klagbar und die Regierung gab sofort dem Pater Sacy, dem Generalprocurator der jesuitischen Missionen, einen Wink, dem Spekulationsgeiste seines Mitbruders in Martinique wenigstens einigermaßen Schranken zu setzen. Sacy versprach, dachte jedoch von Anfang an nicht im geringsten daran, sein Versprechen zu halten, und somit erneuerten sich die Klagen der Kaufleute und Plantagenbesitzer in erhöhtem Maßstabe. Da sah sich die Regierung endlich doch genöthigt einzuschreiten und somit erhielt der französische Statthalter der Antillen zu Ende des Jahres 1753 Befehl den Pater La Balette zur Verantwortung nach Paris zu senden. Der Pater reiste sofort ab, aber nicht ohne sich vorher von dem Statthalter und andern Hochgestellten, deren Gunst er in vollstem Maße besaß, die günstigsten Zeugnisse ausstellen zu lassen, und wie er im Januar 1754 in Havre ankam, wurde er von seinen Mitbrüdern, besonders den Patribus Sacy und Forestier, seinen Hauptkorrespondenten in Frankreich, im Triumph empfangen. Noch thriumphirender war sein Empfang im Collegium zu Paris und allüberall, besonders auch an einflußreicher Stelle bei Hof, ließen die Jesuiten sein Lob ertönen. So wurde ihm die Verantwortung leicht, oder vielmehr man machte sie ihm leicht und schenkte seinen Versicherungen, daß er durchaus keinen

„eigentlichen“ Handel treibe, ohne Weiteres Glauben. Bezeugte ihm dieß doch sogar Herr B o m p a r, der Gouverneur von Martinique, und dieser mußte doch wissen, was auf der Insel vorging! „Gewiß, der gute Pater La Balette war ein ganz unschuldiger Mensch, der einzig und allein sich mit der Ausbreitung der Mission, mit der Befehrung der Wilden beschäftigte und wenn er hie und da etwas Zucker und Kaffee nach Europa hinübersandte, so that er dieß nur, um die Mission nothdürftig erhalten zu können. Auch verschickte er keinen andern Zucker, keinen andern Kaffee, als welchen das Professhaus auf seinen eigenen wenigen Gütern erzeugte, und wenn die Jesuiten diesen verkauften, so konnte man das doch eben so wenig Handelschaft nennen, als wenn ein Bauer sein Korn zu Markte brachte.“ Also unschuldig stellte man den Pater La Balette hin und die Regierung konnte daher kein Arges an ihm finden, oder ihn wenigstens nicht für überwiesen annehmen. Man erlaubte ihm demnach das Jahr darauf auf seinen Posten nach Martinique zurückzukehren, doch ausdrücklich nur gegen das eidliche Versprechen, daß er den Kaufleuten dorten keine Ursache zur Klage mehr geben und sich einzig und allein mit seinen religiösen Dienstverrichtungen beschäftigen wolle. Wann hätte sich aber ein Sohn Loyola's je durch ein Versprechen oder auch einen Eid für gebunden erachtet? Kaum war also La Balette im Mai 1755 wieder in St. Pierre angekommen, so nahm er nicht nur seine alten Geschäfte sofort abermals in die Hand, sondern fügte sogar noch neue hinzu, indem er eine Bank gründete, Manufacturen anlegte und was dergleichen mehr ist. Sein Handelsgeschäft blühte also jetzt großartiger, als je, und der Ordensgeneral Ignaz Visconti fand sich wegen dieses glücklichen Erfolgs bewogen, den guten Pater-Procurator zum Generalvisitator und apostolischen Präfecten der jesuitischen Missionen in den Antillen vorrücken zu lassen. Ja wer weiß, was weiter noch geschehen wäre, wenn nicht die schlimmen Engländer dem armen unschuldigen La Balette einen gar bösen Strich durch die Rechnung gemacht hätten. Unter den europäischen Bankhäusern nämlich, mit welchen der Pater Geschäfte machte, war eines der beträchtlichsten das der „Gebrüder Lioncy und Souffre“ in Marseille und zu Ende des Jahrs 1755 schuldete er dieser Firma für auf sie gezogene Wechsel mehr als anderthalb Millionen

Livres. Natürlich übrigens gaben die Gebrüder Lioncy und Souffre als solide Geschäftsleute dem Haus La Ballette und Compagnie diesen großen Credit nicht, ohne gehörige Deckung dafür zu haben, und zwar bestand diese Deckung in Colonialwaaren von gegen zwei Millionen Werth, welche La Ballette noch im Herbst 1755 auf zwei Kauffahrteischiffen den Gebrüdern Lioncy und Souffre zuzusenden versprochen hatte. Die Waaren wurden auch richtig abgesandt und wenn sie in Marseille angekommen wären, so würden sich beide Theile gut dabei befunden haben; allein unglückseliger Weise befand sich Frankreich seit Frühjahr 1755 im Kriegszustand mit England und noch unglückseligerer Weise kaperten die bösen Engländer jene zwei Kauffahrteischiffe weg. Natürlich kamen hiedurch die Gebrüder Lioncy in die größte Verlegenheit, denn womit sollten sie jetzt die Wechsel von anderthalb Millionen zur Verfallzeit einlösen? Sie sandten also unverzüglich ihren Associé Souffre an den Vater Sacy nach Paris, um von diesem als dem bisherigen Correspondenten und Procuraträger La Ballettes zu verlangen, in die Lücke einzutreten. Er machte auch wirklich einige Anschaffungen, aber nur sehr ungenügende; dagegen versprach er sofort nach Rom zu berichten, damit das Fehlende von dort aus ersetzt werde. Er that's; doch zum Unglück starb eben jetzt der General Visconti und in der Zwischenzeit, bis ein neuer General gewählt war, blieben alle größeren Geschäfte unerledigt. Das war schlimm, sogar sehr schlimm für die Gebrüder Lioncy und Souffre, denn wie nun die Anderthalb-Millionen-Wechsel präsentirt wurden sahen sie sich genöthigt, am 19. Februar 1756 sich für zahlungsunfähig zu erklären. Sie benahmen sich übrigens hierbei auf ganz ehrenhafte Weise und cedirten ihren Gläubigern all' ihr Vermögen, dieweil sie lieber Bettler als Betrüger sein wollten. Die Untersuchung des Vermögensstandes nahm längere Zeit in Anspruch. Nach einem Jahr jedoch war die Sache so weit geordnet, daß man das Soll und Haben genau übersehen konnte, und sofort wurde der Syndicus des Gläubigerausschusses beim Consulat zu Marseille gegen die beiden Patres La Ballette und Sacy flagbar, gegen ersteren in seiner Eigenschaft als Chef des Jesuitenhauses in St. Pierre, gegen letzteren als Generalprocurator der Missionen in den Antillen. Das Consulat ließ mit seinem Spruch nicht allzulange warten, sondern

einigte sich über ihn bereits am 19. Dezember 1759. Er lautete dahin, daß Sacy und La Balette zusammen die Summe von 1,502,236 Livres zu zahlen hätten und zwar sollte jeder für das Ganze solidarisch haften. Die Gläubiger jubelten, doch zu früh, denn La Balette war schon längere Zeit gleichsam wie von der Erde verschwunden und Sacy appellirte mit der Erklärung, daß La Balette ganz allein haftbar sei, weil er durchaus nur auf eigene Faust und sogar gegen den Willen seiner Oberen gehandelt habe. Inzwischen machte der Prozeß ein solches Aufsehen in Frankreich, daß die übrigen Bankhäuser, mit welchen La Balette in Verbindung gestanden war, Ursache zu haben glaubten, sich für ihre Forderungen sicher stellen zu müssen, und sie wandten sich daher, die Firma „Wittve Grocc und Sohn“ an der Spitze, an den Provinzial des Jesuitenordens in Paris, von ihm verlangend, daß er sich für die Schulden des Prozeßhauses von St. Peter zu Martinique verbürge. Dazu wollte sich jedoch der Provinzial durchaus nicht verstehen und die Folge war, daß die Wittve Grocc und Sohn ebenfalls klagbar wurde. Sie brachte aber ihre Klage nicht in Nantes, sondern beim Consulate in Paris an und drang darauf, daß alle in den Gebieten des Königs von Frankreich befindlichen Häuser der Gesellschaft Jesu für die Schulden des La Balette haften mußten. Der Spruch des Consulats von Paris erfolgte bereits im Januar 1760 und entsprach vollkommen dem Gesuche der Kläger, das heißt, das Urtheil lautete dahin, daß die sämtlichen in Frankreich lebenden und allda ansässigen Jesuiten in Corpore gehalten seien, das von La Balette entlehnte Kapital mit Zinsen zu bezahlen, und daß die Gläubiger im Fall der Zahlungsverweigerung das ganze in Frankreichs Gebiet befindliche Inventar und Eigenthum des Ordens mit Beschlag belegen lassen dürften.

Hiegegen protestirte sofort der Provinzial von Paris und ihm schlossen sich die sämtlichen übrigen Provinziale Frankreichs, also die von der Champagne, von Guyenne, von Toulouse und von Lyon an. Sie alle erklärten mit der bestimmtesten Bestimmtheit, daß es ein vollständiges Unrecht sei, eine ganze Gesellschaft für die Fehler eines einzelnen Mitglieds haftbar zu machen; sie beriefen sich zugleich auf ihre Constitutionen, in welchen ausdrücklich der Grundsatz ausgesprochen sei, daß immer nur der Einzelne für seine

Handlungen verantwortlich gemacht werden könne, und sie setzten daher alle ihre Triebfedern in Bewegung, um den König dahin zu bringen, daß er diese ganze Prozeßangelegenheit, also sowohl den Streit mit den Gläubigern des Hauses Lioncy und Gouffre, als den mit der Wittve Grocc und Sohn vor sein Forum ziehe. „Es handle sich jetzt,“ sagten sie, „nicht mehr bloß um die Schulden des Pater La Ballette, sondern um das Prinzip, wer, im Falle ein Mitglied der Gesellschaft Jesu Schulden mache, zu zahlen habe, ob die Gesellschaft oder das Mitglied, und diese wichtige Frage könne nur vom höchsten Gerichtshof Frankreichs entschieden werden.“ Der hohe Rath des Königs erkaunte dieß an und verwies die Angelegenheit durch ein Dekret vom 17. August 1760 vor die große Kammer des Parlaments von Paris, als des höchsten Gerichtshofs von ganz Frankreich. Sofort begann eine äußerst scrupulöse Untersuchung, denn der Generalprocurator des Parlaments, Herr Le Pelletier du San Fargeau, war ein Mann von der höchsten Ehrenhaftigkeit, der alle Gründe für und wider dreimal prüfte, ehe er einen Antrag stellte. Vor allem wollte er sich genau darüber orientiren, nach welchen Gesetzen überhaupt die Güter der Jesuiten verwaltet würden und da sich die Herren Provinziale in ihrer Eingabe an den König deßhalb auf ihre Constitutionen berufen hatten, so verlangte er die Vorlage dieser Statuten. Der Pater de Montigny, Procurator des Prozeßhauses von Paris, gehorchte dem Befehl und legte ein gedrucktes Exemplar vor; aber — dieß war der dummste Streich, den je ein Sohn Loyola's beging,*) und er bereute ihn daher auch schon wenige Tage nachher auf's bitterste. In den besagten Statuten nämlich stand mit großer Frakturschrift zu lesen, daß alle Güter der Jesuiten ein gemeinschaftliches und unzertrennliches Eigenthum des Ordens ausmachen; es stand darin zu lesen, daß kein einziges jesuitisches Haus, also weder ein Prozeßhaus, noch ein Collegium, noch eine andere Anstalt auch nur ein Stückchen eigenes Vermögen besitzen dürfe; es stand darin zu lesen, daß die Oberleitung all dieser ungeheuren

*) Die außerordentlichen Folgen, welche die Vorlegung der Constitutionen des Ordens für dessen Bestand in Frankreich später noch hatte, werden im 6. Buche dieses Werkes zur Besprechung kommen.

in der ganzen Welt zerstreuten Besitzthümer in den Händen der Oberen liege, und daß ohne die Bewilligung des Generals auch nicht die unbedeutendste Kleinigkeit veräußert werden dürfe. Was folgte nun aber hieraus? Nichts anderes, als daß, weil der jeweilige Chef eines Jesuitenhauses nur als der Commissionär des Generals in Rom anzusehen sei, die Unternehmungen La Ballestes keineswegs Privatunternehmungen, sondern Unternehmungen des Ordens waren; nichts anderes, als daß weder dem La Balleste noch dem Professhause von St. Peter, sondern der Societät Jesu die Martinique'schen Plantagen &c. angehörten und daß folglich auch die ganze Gesellschaft zur Bezahlung der auf dem Hause La Balleste u. Comp. haftenden Schuldenlast angehalten werden müsse. Darauf trug der Generalprocurator an und am 8. Mai 1761 fällte das Parlament mit der größten Feierlichkeit vor einer unermesslichen Menge seinen Spruch. Er lautete dahin, daß die Gesammtheit der französischen Jesuiten schuldig sei, sowohl die von La Balleste auf das Haus Lhoney gezogenen Wechsel mit einer Extraentschädigung von 50,000 Livres, als auch die Forderung der Wittwe Grocc und Sohn, sowie überhaupt alle von La Balleste gemachten Schulden, im Ganzen beinahe drei Millionen, zu bezahlen, wogegen aber die Martinique'schen Besitzungen dem Orden verblieben.

Also endete dieser berühmte Bankerottprozeß und als das Publikum das Resultat vernahm, da brach es in einen ungeheuern Sturm des Jubels aus, denn die Liebe des Volks zu den Jesuiten hatte sich damals bereits in einen gründlichen Haß verwandelt.

